

Joel Bedetti

# LÄRM PARADE



Roman

ZYTGLOGGE

# Inhalt

Cover

Impressum

Titel

Nirvana

Herbst 2000

Janosch

Peter

Janosch

Peter

Janosch

Tower Boys

Herbst 2002

Janosch

Peter

Janosch

Peter

Janosch

Peter

Café Carla

Frühling 2003

Peter

Janosch

Pete

DJ Bobo

Sommer 2005

Janosch

Pete

Janosch

Pete  
Janosch

Celtic Glasgow

Januar 2006

Janosch

Pete

Janosch

Pete

Janosch

Ecstasy

Februar 2006

Pete

Janosch

Pete

Janosch

Michael

April 2006

Pete

Janosch

Pete

Janosch

Pete

Janosch

Nina

Juni 2006

Janosch

Pete

Janosch

Pete

Koko

Juli 2006

Pete

Janosch

Pete

Janosch  
Pete

English Breakfast  
Der Morgen danach  
Janosch  
Pete  
Dank

Über das Buch  
Über den Autor

Joel Bedetti

## **Lärmparade**

Der Zytglogge Verlag wird vom Bundesamt für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre 2021-2024 unterstützt.

Autor und Verlag danken für die Unterstützung:



**Stadt Zürich**

Kultur

© 2022 Zytglogge Verlag, Schwabe Verlagsgruppe AG, Basel  
Alle Rechte vorbehalten  
Lektorat: Thomas Gierl  
Umschlaggestaltung: Isabelle Bühler  
Layout/Satz: Layout/Satz: 3w+p, Rimpär  
eBook-Produktion: 3w+p, Rimpär

ISBN epub 978-3-7296-2371-2

[www.zytglogge.ch](http://www.zytglogge.ch)

**Joel Bedetti**

Lärmparade

Roman

Z Y T G L O G G E



# Nirvana

Herbst 2000

## Janosch

Es war Pete, der meinem Leben einen Sinn gab.

Pete hieß damals noch Peter. Seine Füße steckten in ausgelatschten Lederschuh, wie sie auch manche unserer Lehrer trugen. Hemden mit altbackenen Karomustern hingen über seine Manchesterhosen, die ihm nur bis zu den Knöcheln reichten. Die Witzbolde unserer Klasse zogen Peter deshalb gerne mit der Frage auf, ob er befürchte, dass der Sihlstaudamm breche und ein Hochwasser in Zürich auslöse. Wenn das passiere, werde er ja wohl als Letzter nass, gab Peter dann zurück. Seine Familie wohnte in den städtischen Hardau-Hochhäusern, in denen, soweit ich wusste, nur Arme, Alte und Ausländer lebten.

Obwohl Peter und ich schon seit einem Jahr in derselben Klasse saßen, hatten wir bisher kaum ein Wort miteinander gewechselt. Im Schulzimmer hatte ich meinen Platz ganz hinten am Fenster, wo ich während des Unterrichts versuchte, Muster im Sichtbeton des gegenüberliegenden Gebäudeflügels auszumachen. Manchmal wagte ich auch einen Blick zu Jana, einer Schönheit in der Mitte meiner Pultreihe, die ihre kastanienbraunen Haare keck mit einer Stricknadel hochsteckte. Ab und zu erwiderte Jana meine

Flirtversuche mit fragend hochgezogener Augenbraue, worauf mir das Herz in die Hose rutschte und ich schnell wieder zum Sichtbeton hinaussah.

Peter hingegen saß in der vordersten Reihe neben der Tür, durch die er oft als Letzter schlüpfte, kurz bevor der Schulgong erklang. Manchmal knallte er seinen Rucksack auf das Pult und vergrub während der Stunde das Kinn in den geballten Fäusten. So als könne er seine Wut über irgendetwas kaum zurückhalten.

Keine Frage: Peter und ich waren die beiden Einzelgänger der Klasse. Während die anderen mittags in die Mensa stürmten, verbrachten wir unsere Pause im Schulfoyer, wo wir uns an weit auseinanderliegende Tische setzten. Während ich üblicherweise etwas aus dem italienischen Spezialitätenladen in der Nähe unseres Gymnasiums aß, packte er belegte Brote und einen Apfel aus einer Tupperware-Dose. Doch obwohl er eingekleidet war wie aus dem Caritas-Laden und einen Namen trug, als wollten ihm seine Eltern das Leben absichtlich schwer machen, blieb Peter auf eine andere Art und Weise außen vor. Ich schien für den Rest der Klasse schlicht nicht zu existieren. Er hingegen wurde mit Achtung ausgeschlossen. Mit gelegentlichen Neckereien und, vor allem vonseiten einiger Mädchen, mit Tuscheleien und neugierigen Blicken.

Kein Wunder, denn Peter war nicht nur mit einem athletischen Körper gesegnet, sondern auch mit einer Erscheinung, die sich einem sofort ins Gedächtnis brannte und es nicht mehr verließ.

Blonde Engelslocken wucherten von einem Breitschädel bis zu den Ohren hinab. Dazwischen lag ein offenes Gesicht mit dicken Augenbrauen, die sich gern zusammenzogen. Seine Nase war so platt, als sei er damit gegen eine Mauer gerannt. Wenn Peter ging, steckte er seine Hände gerne in die Hosentaschen und kippte die Stirn leicht nach unten, so

als wolle er gleich nochmals gegen eine Mauer laufen. Oder als gehe er im Gegenwind. Obwohl Peter bloß einen Fingerbreit größer war als ich, hatten insgeheim wohl alle etwas Angst vor ihm. Das lag nicht nur an seinen geballten Fäusten, sondern auch an seinem Vater.

Am ersten Besuchstag unserer Klasse, die fürs dritte Gymnasialjahr neu zusammengewürfelt worden war, hatte dieser uns allen einen Schauer über die Rücken gejagt. Peters Vater sah aus wie das ausgewachsene und behaartere Ebenbild seines Sohnes. Sein rotstichiger Vollbart spross so wild, dass man das markante Kinn darunter bloß erahnte. Auf den Handrücken kräuselten sich dichte, blonde Härchen. Während die übrigen Eltern auf den Klappstühlen Platz nahmen, die hinten im Klassenzimmer aufgereiht waren, blieb Peters Vater neben dem Pult seines Sohnes stehen und ließ seinen strengen Blick durch die Reihen schweifen. Ganz so, als sei er der Klassenlehrer und nicht Herr Hummler, der vorne mit der Kreide Lateinkonjugationen an die Wandtafel schrieb.

Auch Peters Vater war angezogen, als kaufe er nur im Brockenhaus ein. Doch genau wie bei Peter, oder sogar noch ein bisschen mehr, fraß sich ein Charisma durch den abgetragenen Stoff, das die Blicke wie ein Magnet anzog. Am Morgen nach dem Besuchstag bestürmten die Neugierigen unserer Klasse Peter mit Fragen über seinen Vater. Er sei Prediger und leite seine eigene Kirche, antwortete Peter knapp. Er schien keine Lust zu haben, weitere Auskünfte darüber zu geben.

Das war alles, was ich über Peter und seine Familie wusste.

Bis zu diesem Dienstagnachmittag, der meinem Leben eine neue Wendung gab.

Das vierte Gymnasialjahr hatte eben begonnen - das gefühlt längste, wie uns die Klassen über uns vorgewarnt

hatten. Dämmrig lag es vor uns wie die aufziehenden Wolken vor den Fenstern. Bald klopfte Regen an die Scheiben, und die Wolkenberge dahinter türmten sich so bleigrau aufeinander, dass Herr Hummler das Licht für die Latein-Doppelstunde anmachen musste.

Ovid war an der Reihe. Anders als gewohnt ließ uns Herr Hummler, dessen Finger vom Kettenrauchen gelb waren, zu zweit aus der *Ars Amatoria* übersetzen. Schnell bildeten sich Pärchen, bis nur noch Peter und ich übrig blieben. Unsere Blicke trafen sich; die Situation war uns wohl beiden vertraut. Da er keine Anstalten machte, sich zu erheben, seufzte ich schließlich lautlos und schleppte meinen Stuhl zu seinem Pult hinüber.

Wie die anderen Pärchen schlugen wir Lateinvokabeln in unseren dicken Wörterbüchern nach und starteten einige lustlose Versuche, deren korrekte Reihenfolge im Deutschen zu erraten. Die lateinische Satzstellung schien unverständlicher zu werden, je größer der Philosoph war, der sie benutzte. Schließlich erbarmte sich Herr Hummler und schob die Übersetzung auf den Overheadprojektor. Mit einer Stimme wie ein Kassettengerät mit ersterbender Batterie las er uns vor, wie Ovid jungen Römern empfahl, Römerinnen aufzureißen, indem sie ihnen im Amphitheater den Staub vom Kleid wischten.

Peter stupste mich an. «Was meinst du», flüsterte er. «Hat Herr Hummler auch schon Staub von Frauenkleidern gewischt?»

«Vermutlich wischt er eher Staub von Lateinbüchern», erwiderte ich. Wir grinsten – ich noch etwas mehr, weil ich mir als Nächstes vorstellte, wie Herr Hummler in einer Bar saß, seine Hornbrille auf die Nasenspitze schob und eine Frau auf Lateinisch fragte, ob sie mit ihm schlafen wolle.

«Peter und Janosch, wollt ihr vielleicht die Lektion übernehmen?»

Herr Hummler hatte den Blick vom Overheadprojektor gehoben und sah uns resigniert an. Peter übergang seinen Sarkasmus und schüttelte den Kopf. Ich errötete. Nicht nur, weil ich den Lateinunterricht gestört hatte. Es nervte mich, dass ich nun bereits 16 Jahre alt war und auch erst Staub von Büchern gewischt hatte. Den nassen Schmatzer eines Mädchens mit O-Beinen bei einem Flaschenspiel, in das ich unfreiwillig geraten war, mal ausgenommen.

Ob es wohl an den Pickeln lag?

Im Spiegelschrank unseres Badezimmers stand ein aufgereihtes Arsenal von Anti-Pickel-Cremes, die ich mir jeden Morgen nach der Dusche auftrug. Es half herzlich wenig. Die Pickel sprossen nach Lust und Laune, klein und groß, gelb und rot, am Kinn, an der Stirn und, besonders dreist, selbst auf der Nasenspitze. Dabei fand ich, dass ich ganz passabel aussah, wenn ich die Cremes aufgetragen hatte und mich im Spiegelschrank betrachtete. Nicht wie Leonardo DiCaprio, aber ganz okay. Hängeschultern trugen einen schmalen, ovalen Kopf, der von rabenschwarzem und borstigem Haar bedeckt war. So borstig, dass es sich selbst mit dem Kamm nur schwer bändigend ließ. Darunter lagen zwei Mandelaugen, die dunkelgrün waren wie ein See. Wie ein sehr tiefer See, sagte Mom immer. So tief, dass niemand ahne, welche Schätze am Grund verborgen lägen.

Genau diese Tatsache bereitete mir, neben den Pickeln, die größte Sorge. Manchmal fragte ich mich, ob ich für meine Mitmenschen überhaupt sichtbar war. Ständig vergaßen sie mein Gesicht, meinen Namen und, weil ich so still war, manchmal auch, dass ich direkt neben ihnen stand. Mom versuchte zwar, meine Unscheinbarkeit mit modischen Kleidern aufzuwiegen. Aber selbst, wenn ich das Klassenzimmer in klobigen Skater-Turnschuhen und dem neusten Kapuzenpullover von Carhartt betrat, drehte sich niemand nach mir um. Ausgenommen, mir passierte ein Missgeschick. Dann sahen mich natürlich alle an. So wie

vor einigen Wochen, als ich Jana aus meiner Klasse mit ihren Freundinnen in einem Café erblickt und ihr zugewinkt hatte. Leider hatte ich dabei die Straßenlampe vor mir übersehen, in die ich gleich darauf knallte.

Der Schulgong erklang. Schnatternd packte die Klasse zusammen, während Herr Hummler, um letzte Aufmerksamkeit ringend, Vokabeln für die nächste Stunde auftrug. Peter schwang seinen Rucksack über die Schulter und nickte mir zu.

«Kommst du mit in die Stadt?», fragte er.

*In die Stadt* bedeutete, da unsere Schule bereits darin lag, die Innenstadt mit ihren Kaufhäusern und dem McDonald's. Nur war das eher ein Zeitvertreib für Schüler mit genügend Taschengeld. Peter zählte ich, zumindest dem Eindruck nach, nicht dazu.

«In die Stadt?», fragte ich deshalb überrascht zurück.

«Ich will dir was zeigen. Kommst du nun?»

Ich schüttelte den Kopf. «Ich habe jetzt Schultheater.»

«Schultheater?» Verwundert zog Peter die Augenbrauen zusammen. «Was willst du denn im Schultheater?»

Ich zuckte mit den Schultern. Ich wusste es ja selbst nicht. Mom hatte mich dazu überredet, in diesem Jahr dort mitzumachen. Das helfe mir bestimmt, meine Schüchternheit zu überwinden, hatte sie mir eingeredet. Also schlurfte ich dienstags nach dem Latein ins Schultheater, wo ich unter den mitleidigen Blicken extrovertierter Mädchen Verse aus *Othello* aufsagte und hoffte, dass mich die Theaterlehrerin nicht wieder aufforderte, deutlicher zu sprechen. Wenn überhaupt, machte mich das Schultheater noch schüchterner.

«Was willst du mir denn zeigen?», wollte ich wissen.

«Ich kann es dir nicht *sagen*», erwiderte Peter und zog eine wichtige Miene. «Du musst es dir schon selbst *anhören*. Aber glaub mir: Es hat mein Leben verändert.»

«Dein Leben verändert?» Nun wurde ich skeptisch. Auf einmal ging mir durch den Kopf, dass Peter womöglich für seinen Vater missionierte. Die Sache mit der Stadt könnte ein Vorwand sein, um zu versuchen, mich zu Jesus zu bekehren. Peter startete aber keinen weiteren Versuch, sondern schnaubte bloß ungeduldig, als ich zögerte, und schob sich an mir vorbei zur Tür.

Unschlüssig sah ich ihm nach, während ich meinen Rucksack überstreifte. Ich musste an meinen 16. Geburtstag vor wenigen Wochen denken. Meine Eltern hatten zu Hause eine Überraschungsparty für mich organisiert und, weil ich keine Freunde hatte, einfach ihre eigenen Freunde und deren Kinder eingeladen. Die Sache war mir so peinlich, dass ich nach kurzer Zeit Kopfwahl vortäuschte und mich mit einem Teller Blätterteiggebäck auf mein Zimmer verzog. Ich stellte meine Stereoanlage mit dem blinkendem Dreifach-CD-Wechsler an, warf mich aufs Bett und verdrückte einen Schinkengipfel, während Britney Spears im Radio, wie derzeit jeden Abend in der Hitparade, mit todtrauriger Stimme *She's so lucky* plärrte. Ich war mir sicher, dass meine Zukunft so verlaufen würde wie dieser Abend: Ich alleine in einem Zimmer, während von draußen Gelächter durch die Tür drang.

Eigentlich wollte ich nichts mehr, als mein Leben zu verändern.

«Warte», rief ich Peter, der bereits auf den Schulflur getreten war, hinterher. «Ich komme mit!»

Da er als Einziger der Klasse kein Nahverkehrs-Abonnement besaß und sommers wie winters auf einem rostigen Citybike zur Schule strampelte, verabredeten wir uns vor einem der Kaufhäuser der Innenstadt. Als ich aus dem Tram in den Regen stieg, wartete er bereits mit eingezogenem Kopf vor den Schaufenstern mit der Herbstmode. Wir nahmen die Rolltreppe ins Untergeschoss des Kaufhauses, wo ich Peter durch die Elektronikabteilung

mit den neuen Minidisc-Playern zur Musikabteilung folgte. Die lang gezogenen CD-Auslagen waren nach Genres und Buchstaben sortiert. Vor *Rock/Alternative* blieb Peter stehen und begann, CD um CD umzuklappen.

«Was für Musik hörst du?», fragte er, ohne aufzublicken.

Rock mochte ich jedenfalls nicht. Zumindest nicht das Gejaule von Aerosmith, das Paps auf der Bang & Olufsen im Wohnzimmer aufdrehte, wenn Mom ihn zum Staubsaugen verknurrt hatte. Im Grunde wusste ich überhaupt nicht, welche Musik ich mochte. Abends hörte ich auf meinem Zimmer meist Hitparadenmusik. Gefiel mir ein Song, kaufte ich mir die CD - zuletzt eine Singleauskopplung aus der aktuellen *Street Parade*-Compilation.

«Techno», erwiderte ich deshalb einfach mal.

«Techno?» Peter verzog das Gesicht.

«*Street Parade*-Compilations, solche Sachen eben.»

«Das ist nicht Techno», erklärte er spitzfindig. «Das ist doch eher Trance.»

Ich widersprach nicht. Vermutlich trieb sich Peter nach der Schule immer hier herum und hörte CDs.

«Vergiss Techno und Trance!»

Er hielt mir eine CD unter die Nase, die er triumphierend aus der Auslage gezogen hatte. Ich musste über das seltsame Albumcover lachen: Ein nacktes Baby tauchte in einem Pool nach einer Dollarnote, die an einer Angelrute hing.

«*Das hier ist Musik.*» Peter ließ sich nicht beirren. «Die musst du gehört haben.»

«Schon wieder die *Nevermind*?»

Gereizt entfernte der Verkäufer bei der Abhörstation die Diebstahlsicherung. Während er die CD in den Player schob, erinnerte er Peter daran, dass dies hier ein Geschäft und keine Mediathek sei und er irgendwann auch etwas kaufen müsse. Peter nickte unbeeindruckt und drückte mir



die riesigen Kopfhörer in die Hand, die an einem Haken an der Abhörstation hingen. Ich setzte sie auf und hörte für einen Augenblick gar nichts, weil die Kopfhörer jedes Außengeräusch abschnitten.

Doch dann geschah es tatsächlich. Ich bekam ein neues Leben.

Erst war es nur eine trockene, abgehackt gespielte Gitarre, die an mein Ohr drang. Dann der druckvolle Auftakt eines Schlagzeugs. Die Gitarre schaltete auf Verzerrung, dröhnte plötzlich wie zehn Gitarren und wirbelte alles in mir durcheinander. Genauso, wie wenn man im Meer von einer Welle herumgeschleudert wird und nicht mehr weiß, wo oben und unten ist. Als ich wieder zu mir kam, drang ein hypnotisches *Hello Hello* durch die Kopfhörer. Doch da legten Gitarre und Drums schon wieder los, und die Stimme, die eben noch so verletzlich geklungen hatte, schrie sich die Seele aus dem Leib.

Ich verstand kein Wort von dem, was sie sang. Aber das war egal, denn ich wusste auch so, was sie sagen wollte. Die Verzweiflung in ihr war meine Verzweiflung. Ich wollte herumspringen, einen Tisch umwerfen – irgendwas tun, das der Wucht dieses Songs angemessen war. Doch wir befanden uns nun mal in der CD-Abteilung eines Kaufhauses. Also krallte ich mich am Tresen fest und kämpfte vergeblich dagegen an, dass stattdessen etwas anderes, weitaus Peinlicheres geschah: Mir kamen die Tränen. Als der Song zu Ende war, nahm ich betäubt die Kopfhörer ab und wischte mir unauffällig über die Augen.

«Was ist das?», fragte ich Peter.

«Nirvana. Der Song heißt *Smells Like Teen Spirit*.» Er lächelte. «Das bläst einem die Birne weg, nicht?»

Ich nickte. Nun begriff ich, weshalb Peter mich hierhergeschleppt hatte. Er musste dasselbe empfunden haben wie ich, als er diese Musik zum ersten Mal gehört hatte. Nur hatte er vermutlich niemanden gehabt, mit dem

er die Begeisterung teilen konnte. Bis jetzt. Ich streckte dem Verkäufer eine Fünzigernote zu, um mir die CD zu kaufen.

«Wie viel Taschengeld kriegst du?», fragte Peter leicht neidisch, als ich das Rückgeld einsteckte.

«200 Franken im Monat. Und du?»

«Ich krieg nichts.» Er zog mich zu den Auslagen zurück. Da wir uns, wie Peter meinte, mit dem Kauf der *Nevermind* das Recht erworben hatten, noch mindestens eine Stunde lang CDs anzuhören, suchte er mir weitere Alben heraus, die ich seiner Meinung nach unbedingt kennen musste. Ich versuchte, mir die seltsamen Bandnamen zu merken: Smashing Pumpkins, Pearl Jam, Red Hot Chili Peppers, Portishead. Jede war eine Offenbarung; ein neuer Planet des Universums, in das mich Peter eben eingeweiht hatte.

Plötzlich blickte er erschrocken auf seine Armbanduhr.

«Ich muss nach Hause!»

«Schon?» Meine Casio zeigte erst kurz nach sechs.

«Wir essen immer um halb sieben.», erklärte Peter. «Wenn ich zu spät bin, kriege ich einen Tag Hausarrest.»

Ich sah ihn ungläubig an, worauf er mit den Schultern zuckte. «Würde mein Vater wissen, dass ich solche Musik höre, gäbe es einen Monat Hausarrest.»

«Was ist denn so schlimm an dieser Musik?», wollte ich wissen, während wir uns auf der Rolltreppe an Menschen mit prallen Einkaufstüten vorbeischlängelten und im Erdgeschoss durch die Duftwolken der Parfümabteilung nach draußen eilten.

«Satan steckt dahinter.» Peter schloss sein Rad auf und schwang sich auf den Sattel. «Für meinen Vater steckt Satan hinter ziemlich vielen Dingen.»

Er hob die Hand zum Abschied, dann flitzte er auf dem im Straßenlicht glitzernden Asphalt – der Regen hatte aufgehört – davon. Ich fuhr mit dem Tram nach Hause,

noch immer ganz aufgewühlt. Da Mom heute Paps ins Theater geschleppt hatte, machte ich mir in der Küche ein Mortadella-Sandwich und verschanzte mich in meinem Zimmer. Ich drehte die Stereoanlage auf und hörte Nirvana, bis meine Ohren halb taub waren.

Von nun an ging mein ganzes Taschengeld für CDs drauf sowie für ein Abonnement des *Rolling Stone*. Peter und ich lasen ihn in der Mittagspause, während wir gemeinsam unser Essen verschlangen. Manchmal durfte er unter dem Vorwand, dass ich ihm in seinem Problemfach Französisch half, nach der Schule sogar zu mir kommen. Sein Vater machte ab und zu Kontrollanrufe und fragte, wie es vorangehe. Mom log ihm dann das Blaue vom Himmel herunter, denn wir saßen bloß auf der Eckcouch in unserem Wohnzimmer herum, knabberten Chips und sahen Videoclips oder *Jackass* auf MTV.

Mein Notenschnitt sank, aber meine Eltern drückten ein Auge zu, weil sie sahen, wie ich zugleich aufblühte. Denn anders als tote Sprachen oder Differentialrechnungen handelte Rockmusik von Dingen, die mich im wirklichen Leben beschäftigten oder noch auf mich zukamen: Angst und Trauer, Liebe und Tod. Ich hängt ein Poster von Kurt Cobain, dem Sänger von Nirvana, über meinem Bett auf und fing an, die alte Lederjacke von Paps zu tragen. Auch wenn mir die Ärmel bis über die Handknöchel reichten, sah ich darin fast aus wie die Musikkenner, die in Secondhand-Plattenläden nach Raritäten stöberten.

Selbst als im nächsten Herbst die Flugzeuge in die Türme flogen, riss das mich nur kurz aus dem neuen Universum, das mich inzwischen fast ganz verschlungen hatte. Wieder war es ein Dienstagnachmittag, wieder trieben wir uns in einer CD-Abteilung herum, als sich vor den neuen Flachbildfernsehern der Elektronikabteilung eine Menschentraube bildete. Wir setzten die Kopfhörer ab

und gingen ebenfalls hin, sahen aber nur Rauch aus einem Wolkenkratzer steigen. Desinteressiert kehrten wir zu unserer Abhörstation zurück, um endlich Nirvanas drittes, im Vergleich zu *Nevermind* irritierend sperriges Album *In Utero* zu begreifen. Während ich in den nächsten Monaten mit Mom und Paps in den Abendnachrichten verfolgte, wie die Amerikaner Höhlen nach Osama bin Laden durchkämmten, reifte in mir die Überzeugung heran, dass es auf die Dauer nicht reichen würde, Musik nur zu *hören*.

Auch Peter musste sich mit diesem Gedanken getragen haben. Natürlich war er es, der ihn schließlich aussprach.

Wir fläzten uns wieder auf unserem Ecksofa. Auf dem Flachbildfernseher, den Paps zu Weihnachten gekauft hatte, lief ein MTV-Special zum Todestag von Kurt Cobain. Nur wenige Monate nach *In Utero* hatte er sich, mit bloß 27 Jahren, eine Schrotflinte in den Mund gesteckt und abgedrückt. Fasziniert verfolgten wir einen Konzertausschnitt, in dem Cobain vom Publikum dafür bejubelt wurde, dass er mit seiner Gitarre einen Verstärker umstieß.

«Wir sollten auch eine Band gründen», sagte Peter.

Ich konnte nur eifrig nicken, weil ich den Mund voller Chips hatte. Peter nahm mir die Chipstüte aus der Hand und schüttete sich die Krümel in den Rachen. Dann fixierte er mich mit seinem Blick.

«Ich meine es ernst, Janosch», sagte er. «Wir sollten eine Band gründen und Rockstars werden. Wir könnten die größte Band dieses Jahrzehnts werden.»

«Ich meine es auch ernst!», bekräftigte ich und schluckte eilig hinunter. «Ich will auch Rockstar werden.»

«Ich singe», bestimmte Peter rasch.

«Okay», erwiderte ich. «Aber ich spiele Gitarre.»

«Ist gut.» Er nickte zufrieden und überlegte. «Jetzt brauchen wir nur noch einen Namen.»

«Und Instrumente», kam mir in den Sinn. «Und einen Proberaum.»

Wir fingen verhalten zu lachen an, weil der Gedanke daran so aufregend war. Dann musste ich dringend auf die Toilette, weil ich Durchfall kriegte. Was üblicherweise geschah, wenn ich spürte, dass ein Abenteuer im Anmarsch war.

## Peter

Eine verfluchte Stunde lang schmiss ich Flugblätter in die Briefkästen unseres Viertels. Dann kehrte ich mit klammen Fingern in die Hardau zurück. Zwar bezweifelte ich, dass jemand den Schwachsinn glaubte, den mein Vater auf die Werbung für die *Brüder und Schwestern Jesu Christi* hatte drucken lassen. Irgendwelchen Quatsch über Satan und seine Versuchungen. Aber ich hoffte, dass er sich nach meiner Verteilaktion wenigstens von seiner gnädigen Seite zeigte. Mit knurrendem Magen lief ich die Aufstiegsrampe zur Siedlung hoch. Vor mir schossen die vier Hardau-Türme in die Dämmerung empor wie vier riesige, rotbraune Finger.

Auf dem Vorplatz nach der Rampe blickte ich nach links und rechts, um nicht den Hirnamputierten in die Arme laufen. Doch sie waren nirgends zu sehen. Nur ein paar Omas vom Altersheim auf Rollator-Ausflug kreuzten meinen Weg. Ich wünschte ihnen einen schönen Abend - Freundlichkeit hatte mir mein Vater eingetrichtert wie die zehn Gebote. Dann trat ich in den Eingang zum höchsten Turm, in dessen sechster Etage wir wohnten. Ich schnaubte, weil der Lift irgendwo in den 33 Stockwerken unterwegs war, und nahm die Treppe.

Wenn Essenszeit war, duftete es im Treppenhaus nach exotischen Gewürzen. Ich wusste deren Namen genauso wenig wie die unserer meisten Nachbarn. Den Geruch aus unserer Wohnung kannte ich hingegen zur Genüge. Mir drehte sich der Magen schon um, als ich nur über die Schwelle trat. Bohneneintopf. Mindestens dreimal in der Woche tischte meine Mutter diesen Fraß auf. Ich konnte ihn nicht mehr sehen und nicht mehr riechen.

Doch die Kohle war bei uns knapp. Wir lebten von den Spenden, die die etwa hundert Mitglieder der *Brüder und Schwestern Jesu Christi* meinem Vater abdrückten. Also wurde bei uns jeder Franken zweimal umgedreht. Mindestens. Aus dem türkischen Minimarkt die Straße runter trugen ich und meine Mutter Großpackungen Teigwaren, Reis und Bohnen nach Hause. Immerhin machte sie das Beste daraus. Garte die Bohnen mit Zwiebeln und billigem Speck vom nahen Schlachthaus, bevor sie den Eintopf in unsere vergilbten Teller schöpfte. Beschwerte ich mich wieder einmal über unseren öden Speiseplan, flog ihr Blick direkt zu Vater. Dem unbestrittenen Gebieter über unsere städtische Dreizimmerwohnung. Diese Knalltüte hielt mir dann einen Vortrag über Hungersnöte in Afrika und meine himmelschreiende Undankbarkeit, saß ich doch vor einem Teller schmackhafter Bohnen.

Ihm konnte es ja scheißegal sein. Leckerer Essen war meinem Vater genauso zuwider wie all die anderen schönen Dinge im Leben. Ferien oder Fernsehen etwa. Stattdessen hing er die meiste Zeit in seinem Studierzimmer herum, wo er bei Filterkaffee und Keksen über Bibeltexten brütete. Oder lange Telefonate führte.

So wie jetzt. Dumpf hörte ich ihn hinter der Tür in den Hörer schimpfen, während ich fürs Abendessen deckte. Alles in unserer Küche war braun: der Linoleumboden, die klapprigen Geschirrschränken, das Bild mit dem deprimierten Jesus über dem Esstisch. Doch manchmal

schien die Sonne beim Untergehen hinein. Dann tauchte sie die Küche in ein sattes Orange. Was mich immer daran erinnerte, dass es neben unserer Welt der Brauntöne auch eine andere gab.

Im Studierzimmer schrie mein Vater nun fast. Vermutlich hatten die *Kinder von Galiläa* wieder stinkende Windeln vor das Bürogebäude gelegt, in dessen Untergeschoss sich die *Brüder und Schwestern Jesu Christi* versammelten. Die *Kinder von Galiläa* waren eine Splittergruppe, die sich wegen irgendeiner theologischen Spitzfindigkeit von den *Brüdern und Schwestern* abgespalten hatten. Dem Kleinkrieg, der daraus entstand, widmete mein Vater gerade den Großteil seiner Zeit.

Mutter nahm die Bohnen vom Herd und setzte Tee für uns sowie noch mehr Kaffee für den Herrn des Hauses auf. Ich holte Rebekka. An guten Tagen schaffte sie es inzwischen mit Krücken in die Küche. Aber nur, wenn jemand neben ihr herging und aufpasste. Heute war sie zu müde dafür. Das sah ich ihr gleich an, als ich unser Zimmer betrat. Vorsichtig hob ich sie von der unteren Matratze unseres Etagenbetts. Trug sie auf beiden Händen in die Küche und hievte sie in den Hochstuhl. Der war eigentlich für Hosenscheißer gedacht. Doch auch wenn Rebekka bald zwölf wurde, war sie nun mal nur so groß wie eine Fünfjährige. Pflanzte man sie auf einen normalen Stuhl, plumpste sie zur Seite runter. Ich band ihr das Lieblingslätzchen um – das mit den spielenden Affen.

Erst als wir vor den dampfenden Tellern saßen, bequemte sich auch mein Vater aus dem Studierzimmer zu uns. Wortlos setzte er sich, das Gesicht verzerrt vor Wut. Er faltete die Hände und sprach mit gesenktem Kopf das Tischgebet. Es erklang Abend für Abend in unserer Küche, seit ich denken konnte.

*Unser Vater, segne diese Speise, uns zur Kraft und dir zum Preise.*

Heute sprach ich das *Amen* zum Schluss überdeutlich mit, statt meinen Vater wie üblich mit einer Lippenbewegung zu ärgern. Schweigend löffelten wir die Bohnen, und vor dem Küchenfenster verschwamm das Rotbraun des Nachbarturms in der Dunkelheit. Mein Vater beruhigte sich langsam. Geduldig wischte er Rebekka mit dem Latzzipfel die Soße ab, die aus ihrem Mundwinkel übers Kinn lief. Als wir vor leeren Tellern saßen, hielt ich den Moment für gekommen. Satt war mein Vater milder drauf als sonst.

«Janosch und ich wollen Musik machen», eröffnete ich die Schlacht. Es wurde totenstill am Tisch. Sogar Rebekka hörte auf, mit dem Löffel gegen den Tellerrand zu klacken.

«*Musik* machen?» Misstrauisch zog mein Vater die Augenbrauen zusammen.

Von allen irdischen Versuchungen war dieser Spaßbremse die Musik am suspektesten. Selbst die Kirchenlieder, die wir in den Gottesdiensten der *Brüder und Schwestern* sangen, sah er eher als notwendiges Übel und weniger als geistige Erbauung. Bei Rock und Techno gingen bei ihm aber die Alarmglocken an. Diese Musik war untrennbar mit Sünden wie Drogen oder ausschweifendem Sexleben verbunden und trieb jeden, der sie zu lange hörte, direkt in Satans Arme. Zweifellos wartete mein Vater deshalb nur auf ein falsches Wort von mir, um mir auch dieses Vorhaben zu verbieten. Genauso wie McDonald's, Actionfilme und Geburtstagspartys von Klassenkollegen, weil dort möglicherweise Alkohol getrunken wurde.

«Was für Musik wollt ihr spielen?», fragte er und strich sich nachdenklich über den Bart.

«Solche Musik.» Ich schob eine Kassette über den Tisch.

Janosch und ich hatten uns vorbereitet. In der CD-Sammlung seiner Mutter hatten wir Jeff Buckleys Coverversion von Leonard Cohens *Halleluja* gefunden. Da wir zu Hause nicht einmal einen CD-Player hatten, mussten



wir den Song auf Janoschs Stereoanlage auf Kassette überspielen. Es war eine Ballade ganz ohne verzerrte Gitarren, denn in denen hörte mein Vater das Heulen Satans höchstpersönlich. Jeff Buckley hingegen zupfte die Saiten sanft wie ein Engel. Außerdem sang er so oft *Halleluja*, dass Satan spätestens im zweiten Refrain das Weite suchen musste.

«Janosch wird Gitarre spielen», erklärte ich, «und du weißt ja, wie gerne ich singe.» Ich setzte einen bettelnden Blick auf, was mich einige Überwindung kostete.

«Und *du* weißt, dass wir es nur gut mit dir meinen.» Er drehte die Kassette langsam in den Fingern. «Wir wollen, dass du den richtigen Weg gehst, Peter. Den Weg, den Jesus gegangen ist. Den Weg, den auch wir für unser Leben gewählt haben.»

Ich nickte. Solche Sätze gingen bei mir inzwischen in ein Ohr rein und direkt zum anderen wieder raus. Ohne ein weiteres Wort stand mein Vater auf und marschierte, die Kassette in der einen und die Kaffeetasse in der anderen Hand, ins Studierzimmer. Ich half meiner Mutter beim Abwasch. Wir sangen *Geh aus, mein Herz, und suche Freud* dazu. Es war ein beliebtes Stück aus dem Liederbuch unserer Gemeinde. Und wir lachten, weil Rebekka mit dem Löffel komplett neben dem Takt auf den Tisch schlug. Meine Mutter redete nicht viel. Aber sie sang fürs Leben gern. Von ihr hatte ich nicht nur die Liebe dazu geerbt, sondern auch die Stimme. Sie war hell und klar, wie wenn morgens die Sonne durchs Fenster strahlte.

Früher hatte ich auch in den Gottesdiensten der *Brüder und Schwestern* inbrünstig mitgesungen. Ich war stolz gewesen, dass mein Vater der Anführer der Gemeinde war. Der Häuptling, der nach der Predigt umschwärmt und um Rat gefragt wurde. Damals glaubte ich auch den Märchen, die er uns Kindern der *Brüder und Schwestern* in der

Sonntagsschule nach dem Gottesdienst auftischte. Mit seiner Bassstimme und seinem Bart, den er zum Zittern bringen konnte, machte er einen furchterregenden Teufel nach.

Ich hatte keinen Grund, an dessen Existenz zu zweifeln. Schließlich sahen wir Satans Werk an jeder Ecke von Zürich. Die Menschen, die seinen Versuchungen erlegen waren. Junkies mit eingefallenen Gesichtern, die beim Bahnhof bettelten und ihre Spritzen auch in der Hardau in die Büsche warfen. Männer, die in Sexkinos mit roten Leuchtreklamen verschwanden. Menschenmassen, die samstags mit prallen Einkaufsstüten von Kaufhaus zu Kaufhaus hetzten und abends besoffen von Kneipe zu Kneipe torkelten. Unsere Wohnung war die Festung, in der wir uns vor all dem Bösen in der Welt verbarrikadierten.

Doch je älter ich wurde, desto stärker drängten sich mir einige Fragen auf. Zum Beispiel: Wenn wir so streng nach Gottes Gesetz lebten und die anderen nicht, wieso lebten *wir* dann in einer so mickrigen Wohnung? Weshalb gab uns Gott nicht mehr Geld, damit auch wir mal ans Meer fahren konnten? Oder zumindest ab und zu in eine Pizzeria gehen, wie das alle anderen Familien taten?

Doch es waren nicht diese Fragen gewesen, die mich vom Glauben hatten abfallen lassen. Dafür hatte Rebekka gesorgt.

Ich hatte mich schon daran gewöhnt, eine kleine Schwester zu haben, die mit verrenkten Armen und Beinen zur Welt gekommen war. Die nur Gebrabbel von sich gab statt Wörter. Alle paar Wochen fuhren wir ins Kinderspital und hörten uns die neusten Mutmaßungen der Ärzte an, was Rebekka haben könnte. Die ständigen Untersuchungen gingen uns allen an die Nieren, aber sie litt logischerweise am meisten darunter. Kaum kamen die Ärzte in ihren weißen Kitteln ins Zimmer, begann sie mit ihren Beinchen zu strampeln, und ich musste sie beruhigen. Hatten wir

einen Termin hinter uns gebracht, gingen wir zur Belohnung in die Cafeteria des Altersheims in der Hardau. Dort verdrückten wir Erdbeertörtchen mit Sahne und lachten, weil Rebekka Erdbeertörtchen über alles liebte und deshalb immer eine Riesenschweinerei veranstaltete. Ich liebte diese Momente. Sie ließen mich kurz vergessen, dass wir auf eine so verkackte Art anders waren als die anderen Familien.

Als wir vor zwei Jahren vom Kinderspital zurückkamen, aßen wir die Erdbeertörtchen aber in bedrücktem Schweigen. Die Ärzte wussten endlich, was Rebekka fehlte: Sie litt am Marshall-Syndrom. Einer seltenen Erbkrankheit. Man wisse noch wenig darüber, hatte uns die Spezialistin erklärt. Aber Rebekka werde das Teenageralter kaum überleben. Ich wurde so wütend, dass ich zu Hause mit aller Kraft an unsere Zimmertür trat und mich dafür bei Vater entschuldigen musste.

«Wieso muss Rebekka sterben?», fragte ich ihn.

«Gott hat für jeden von uns einen Plan», gab dieser Schwachkopf zur Antwort. «Vielleicht gehört es zu seinem Plan, dass er Rebekka früher zu sich holt als uns.»

«Was ist das denn für ein beschissener Plan?», rief ich. «Welcher idiotische Gott denkt sich das aus?»

Vaters Barthaare begannen zu zittern. Es war ihm anzusehen, dass er mir am liebsten eine geklebt hätte. Doch er klammerte sich am Türrahmen unseres Zimmers fest und holte tief Luft. «Gott prüft uns, Peter. Gott prüft uns in unserem Leben immer und immer wieder.»

Dann schickte er mich ohne Abendessen ins Bett.

Unter mir schlief Rebekka tief und fest. Ganz so, als hätte sie sich schon mit ihrem Schicksal abgefunden. Ich zog einen anderen Schluss. Von nun an tat ich das Gegenteil von dem, was Gott von uns verlangte.

Ich begann zu fluchen. Zumindest wenn ich außer Haus war und mir mein Vater dafür keinen Hausarrest verpassen konnte. Ich schaute in den Tageszeitungen im Schulfoyer die Werbungen für Sexkinos durch. Vor allem aber entdeckte ich beim Herumstreunen in den Kaufhäusern die Art von Musik, vor der mein Vater seine Gemeinde jeden Sonntag warnte. Seltsamerweise tat sie genau das, was er vorausgesagt hatte. Sie zog mich mit einer unsichtbaren Kraft in ihren Bann. Doch ich fühlte mich fantastisch dabei. Überhaupt nicht wie in den Klauen Satans. Sobald ich die Kopfhörer aufhatte und der Sound von E-Gitarren und Schlagzeug über mich hereinbrach, verrauchte die Wut über mein Leben sofort.

Als wir mit dem Abwasch fertig waren, hob ich Rebekka aus dem Hochstuhl. Ich trug sie ins Bett zurück und deckte sie zu. Nahm den Modellflieger von der Kleiderkommode, kreiste damit über ihrem Kopf herum und ahmte Motorengeräusche nach. Unser Abendritual. Rebekka streckte ihre Ärmchen aus, kriegte den Flieger schließlich zu fassen und gab ein zufriedenes Quietschen von sich. Stolz strich ich ihr übers Haar. Es war so weich und lockig wie meines. Wäre Rebekka ohne Marshall-Syndrom zur Welt gekommen, wäre sie nun der größte Schuss ihrer Schulklasse gewesen. Das Mädchen, dem alle Jungs beim Wachsen der Brüste zugesehen hätten. Doch sie steckte nun mal im Körper eines Kindes mit überdimensioniertem Kopf: mit riesigen Augen, einer absurd hohen Stirn und Zähnen, die in alle Richtungen wegstanden. So als habe ihr jemand eine Tracht Prügel verpasst.

Keine Frage: Gott war ein hochgradiges Arschloch.

«Peter.»

Ich drehte mich um. Mein Vater lehnte am Türrahmen. Er hatte die Arme verschränkt und die Kassette zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt. Vermutlich stand er

schon eine Weile da und hatte uns beobachtet. Ein Lächeln huschte über seine Lippen und verschwand im Bart.

«Wenn es dir solche Freude macht, darfst du mit Janosch Musik machen.»

Ich lächelte, obwohl ich das nicht hatte tun wollen. Aber mir fiel ein Stein vom Herzen. Mein Vater kam auf mich zu und blieb dicht vor mir stehen, sodass ich den Filterkaffee in seinem Atem roch. Er legte mir die Kasette in die Hand, hielt sie aber noch umklammert.

«Vergiss eines nicht, Peter», beschwor er mich. «Das Leben ist eine Prüfung. Eine Prüfung, den Versuchungen zu widerstehen. Ich vertraue dir, dass du das schaffst.»

Endlich nahm er die Pfote von der Kasette, nagelte mich aber noch immer mit seinem Blick fest. Und räumte so jeden Zweifel aus dem Weg, wie unfassbar enttäuscht er wäre, wenn ich das nicht schaffen sollte.

## Janosch

Als ich Mom erzählte, dass Peter und ich eine Band gründen wollten, zögerte sie keine Sekunde. Noch am selben Tag schleppte sich mich in ein Musikgeschäft in der Altstadt, wo ich mich mit einer Les Paul von Gibson, der besten Gitarrenmarke, einem Gitarrenkoffer, einem Verstärker sowie einer Handvoll Effektpedale ausrüstete. Alles zusammen kostete weit über 2500 Franken, aber Mom zückte an der Kasse ihre Bankkarte, ohne mit der Wimper zu zucken, und sagte etwas von einem vorgezogenen Geburtstags- und Weihnachtsgeschenk.

Von nun an ging ich einmal in der Woche in die Gitarrenstunde. Herr Hunziker, ein Bluesmusiker mit Ohrring und melancholischen Augen, zeigte mir, wie ich die Stahlsaiten mit dem Plektron bediente - einem flachen